

2. November 2016.

Vortrag von Kijan Espahangizi anlässlich der Jahrestagung der EKM „Arbeiten in der Migrationsgesellschaft“. Es gilt das gesprochene Wort.

Assimilation war nie (ganz) weg

Einige historische Überlegungen zur Arbeit *in* und *an* der postmigrantischen Gesellschaft

Dr. Kijan Espahangizi
Zentrum „Geschichte des Wissens“
ETH & Universität Zürich
Geschäftsführer
espahangizi@wiss.gess.ethz.ch

Vielen Dank für die Einladung zur Jahrestagung der EKM! Ich wurde gebeten, die neuaufgelegte Debatte über die Bedeutung von Assimilation auf dem Arbeitsmarkt zu kommentieren. Nun bin ich kein Sozialwissenschaftler und schaue als Historiker, wie der Titel meines Inputs bereits andeutet, von aussen auf diese Debatte. Eine solche kritische Aussenperspektive macht insbesondere Sinn, wenn Debatten festgefahren sind. Dass ich heute hier als Historiker eingeladen wurde, lässt sich als Indiz deuten, dass dies der Fall ist: Die einen wollen wieder über Assimilation und Eigenverantwortung reden, wie wir bei meiner Vorrednerin gehört haben, die anderen sagen, wir wollen nicht schon wieder über Assimilation sprechen, das haben wir im Namen der Integration überwunden. Wie man am Titel meines Inputs erkennen kann, kann ich mit beidem wenig anfangen, denn aus historischer Perspektive stellt man schnell fest, dass Assimilation nie wirklich ganz weg war, auch nicht im Zeitalter der Integration. Ich werde versuchen in den nächsten 20 Minuten zu erläutern, welche Bedeutung dieser geteilte blinde Fleck für das Tagungsthema hat.

Als ersten Beweis für meine Behauptung, dass Assimilation nie ganz weg war, möchte ich ein Bild aus meinem eigenen Alltag anführen.



Rechts sehen sie mein Altpapierbündel. Es hat mir Ärger mit der Müllabfuhr, den Hausbewohnern und der Verwaltung eingebrockt. Sie können sich denken warum. Einen objektiven Grund, das Altpapier akribisch zu schichten, gibt es nicht, es ist „Geschmacksache“. Umso mehr erstaunte mich die Empörung, die meine Missachtung dieser willkürlichen Regel hervorrief und die sehr explizite Ansage, ich solle mich „gefälligst an Schweizer Gepflogenheiten anpassen“. Man könnte hunderte ähnliche Beispiele aus dem Schweizer Alltag hinzufügen.

2. November 2016.

Vortrag von Kijan Espahangizi anlässlich der Jahrestagung der EKM „Arbeiten in der Migrationsgesellschaft“. Es gilt das gesprochene Wort.

Worauf ich hinaus will ist, dass zwar in den Institutionen, im Recht und in den Medien seit den 1990er Jahren Integration offiziell Assimilation als Begriff ersetzt hat. Das heisst aber noch lange nicht, dass die alltäglichen Assimilationserwartungen seit der Zeit der Schweizermacher einfach verschwunden seien. Auch wenn wir uns heute den Film von 1978 mit einem Lächeln anschauen, und denken, wir hätten das längst hinter uns gelassen, so ist die Lage doch etwas komplizierter. Die Dominanzkultur der Assimilation war nie weg und wirkt durchaus auch noch im Namen der Integration fort, man denke allein an den unsäglichen Begriff der Integrationsbereitschaft.

Wenn ich hier von einer Dominanzkultur der Assimilation spreche, dann meine ich einen Zusammenhang, der die ganze Gesellschaft durchzieht, von Alltagssituationen mit Altpapier und Waschmaschinen bis hin zu Fragen des fremdenpolizeilichen Zugriffs, von Aufenthaltsgenehmigungen, Einbürgerungsverfahren, Behördengängen, Bildungseinrichtungen bis zum Arbeitsmarkt. Und dieses Assimilationsregime hat sich mit unterschiedlichen Schüben in den letzten hundert Jahren in der Schweiz entwickelt. Mein Argument für heute ist folgendes: Solange wir diese Geschichte nicht mitdenken und aufarbeiten, um besser zu verstehen, wie dies unser gesellschaftliches Zusammenleben heute prägt, scheint mir ein sinnvolles Gespräch über Teilhabe und Chancenverteilung auch auf dem Arbeitsmarkt kaum möglich. Warum ist das so? Lassen Sie mich in Erinnerung rufen, aus welchem historischen Elternhaus das Konzept der Assimilation stammt: So liest man etwa beim Leiter der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justizdepartements und der Fremdenpolizei Ernst Delaquis, 1921, folgendes:

„Man will in Zukunft, wenn ich so sagen darf, den Ausländer, bevor er sich in unserem Land niederlässt, daraufhin prüfen können, ob er ‚anpassungsfähig‘ ist. [...] Wir müssen den fremden Ankömmling auf Herz und Nieren prüfen können. Reiht er sich in unser politisches, wirtschaftliches, soziales Gefüge? Ist er hygienisch akzeptabel? Überschreitet seine ethnische Struktur das Mass zulässiger Inadäquanz? Die Antwort wird von Fall zu Fall verschieden lauten; doch wird sie wieder generell Angehörigen gewisser uns stärker homogener Rassen, uns geistig und nachbarlich näher Bevölkerungskreise günstiger sein als jenen anderen Milieus, die uns in Rasse, Religion, Sitte ferner stehen. Es wird notwendig sein zu unterscheiden!“

Delaquis, Ernst (1921): Der neueste Stand der Fremdenfrage. Öffentlicher Vortrag, gehalten in St. Gallen am 22. Oktober 1921. Bern: Stämpfli.

Zitiert nach: Jain, Rohit (2014). *Assimilation, Exotik und globale indische Moderne. Transnationale Subjektivierungsprozesse von 'InderInnen der zweiten Generation' aus der Schweiz*. unpubl. Dissertation: Universität Zürich.

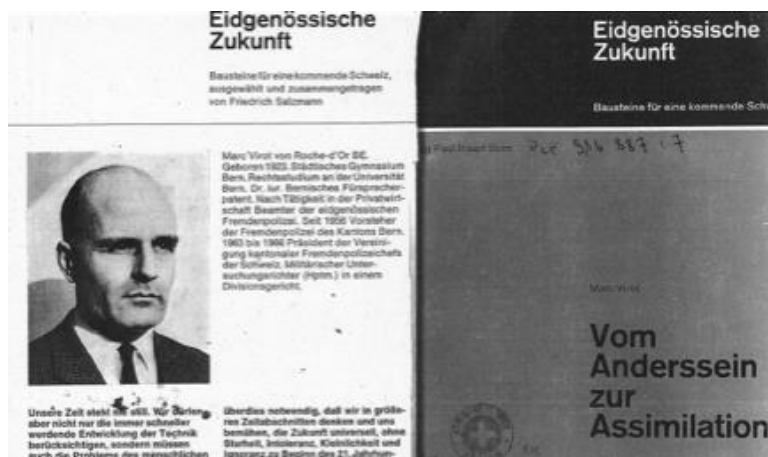
Ich bringe dieses eindrückliche Zitat auch, um nochmals allen deutlich in Erinnerung zu rufen, was der historische Ausgangspunkt der Assimilationsdebatte ist, nämlich die Entwicklung moderner Nationalstaaten im Kontext des europäischen Kolonialismus mit seinem dezidiert rassistisch-eugenischen Denken, in das eben auch die Schweiz verstrickt war. Im Vergleich mit heutigen öffentlichen Debatten wird deutlich, die Wörter mögen sich geändert haben, z.B. Kultur statt Rasse, aber gewisse Grundmuster wird man nicht los, wie man in den heutigen Debatten um Muslime unschwer erkennen kann. Immer wieder wird da so getan, als gäbe es auf der einen Seite die homogene Aufnahme- oder Mehrheitsgesellschaft und auf der anderen Seite die Fremden. Je nach Kontext und politischer Vorliebe wird daraus eine Assimilations- oder Integrationsstory. Doch der gemeinsame Nenner der beiden Stories, die homogene Aufnahme- oder Mehrheitsgesellschaft war empirisch noch nie richtig und ist es umso weniger in postmigrantischen Gesellschaften, deren Bevölkerung und Lebenswelten sich nach dem 2.

2. November 2016.

Vortrag von Kijan Espahangizi anlässlich der Jahrestagung der EKM „Arbeiten in der Migrationsgesellschaft“. Es gilt das gesprochene Wort.

Weltkrieg aufgrund diverser Migrationen grundlegend verändert und pluralisiert haben, wie die Schweiz. Nicht zufällig gewann hier die Assimilationsdebatte ab Mitte der 1960er Jahre als man begann zu realisieren, dass die hunderttausenden Arbeitskräfte, die man vermeintlich ja nur temporär gerufen hatte, um nach dem Krieg die eigene Wohlstandsmehrung zu sichern, nicht unbedingt wieder gehen würden – und aus Sicht der Wirtschaft auch nicht sollten. Die eidgenössische Studienkommission für das Problem der ausländischen Arbeitskräfte, die 1961 einberufen wurde, kam 1964 in ihrem Bericht eben zu dem Schluss, dass man genau aus diesem Grund die Assimilationspolitik noch stärker forcieren müsste. Assimilation wurde so in der Schweiz der 1960/70er Jahre zum fremdenpolizeilichen Leitprogramm einer Gesellschaft, die damals so langsam zu realisieren begann, dass Migration ihre eigenen ungewollten und unvorhergesehenen Tatsachen schafft, und die bis heute damit massiv hadert. Ich habe hier noch ein zweites Zitat mitgebracht, weil es zeigt, wie sehr der in den 60ern neu aufgelegte Assimilationismus mit gefühltem Kontrollverlust zu tun hat. So schreibt der Vorsteher der Berner Fremdenpolizei 1968 über die „Merkmale der Assimilationsreife der Ausländer in der Schweiz“ folgendes:

„Bei der gezielten Assimilationsförderung dürfen wir deshalb nur psychologisch geschickt vorgehen und nicht einen so starken Druck ausüben, dass der Ausländer glauben muss, seine mitgebrachte Eigenart sei nichts wert. Sie soll nicht gewaltsam zerstört werden, sondern durch unsere überblendet werden.“



Das Zitat zeigt, Ziel war es nun auch psychologisch geschult in die Köpfe der Leute zu kommen, ja unter die Haut. Man hegte den Verdacht, dass äusserliche noch lange nicht innerliche Assimilation heissen musste. Es ist diese Kontrollkultur des permanenten Verdachts, die bis heute, etwa in der Terrordebatte fortwirkt und die die Gespräche über die Gestaltung einer Gesellschaft im Zeichen der Migration vergiftet. Es ist zudem eine Kultur der selektiven Dauer-Problematisierung und versuchten Disziplinierung der vermeintlich Anderen, der Fremdarbeiter, der Flüchtlinge, der Migranten etc.. Doch auch wenn Assimilation seit Ende der 1980er Jahre, vornehmlich durch wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Einspruch, im politischen Vokabular durch Integration ersetzt wurde – und dies ist wichtig: im Zuge dieser Entwicklung in der auch viel Gutes erreicht wurde –, so heisst dies nicht, dass diese Unkultur des permanenten Verdachts und das Problematisieren aufgehört hätte. Im Gegenteil, es hat sich zu einer dauerhaften Obsession entwickelt. In dem Sinne handelt es auch um ein Scheingefecht, wenn man sich heute darüber streitet, ob man wieder von Assimilation sprechen sollte oder nicht. Assimilation war in der Schweiz in der Tat nie weg und existiert fort, als dominante Alltagsstruktur, als historisches Erbe, Rechtsinspiration, Kontrollbedürfnis, Disziplinierungshoffnung und Machtverhältnis. In dem Sinne wäre mein Votum gar nicht, dass wir von Assimilation nicht sprechen sollen. Im Gegenteil, sprechen wir doch davon, nennen wir

2. November 2016.

Vortrag von Kijan Espahangizi anlässlich der Jahrestagung der EKM „Arbeiten in der Migrationsgesellschaft“. Es gilt das gesprochene Wort.

doch die Dinge beim Namen. Sprechen wir doch davon, dass Assimilation fortlebt und bis heute für einige bedeutet, sich besser unterzuordnen, zurückzuhalten, leise zu sein und zumindest äusserlich anzupassen. Diejenigen, die diese Zumutung im Alltag erleben, haben wiederum sehr unterschiedliche Strategien entwickelt damit situativ aber auch längerfristig umzugehen, das reicht von Kompletterweigerung, über kontextsensitiven strategischen Umgang mit derartigen Erwartungen bis hin zu vorauseilend verinnerlichter Überassimilation. Und um die Frage aus dem Titel der eben präsentierten Studie „*Does Assimilation work?*“ ernst zu nehmen. Ja, klar funktioniert es, sich unterzuordnen, anzupassen, gerade auf dem Arbeitsmarkt. Aber das ist doch eine banale fast schon zynische Beobachtung. Menschen passen sich in asymmetrischen Machtverhältnissen andauernd an, nicht nur auf dem Arbeitsmarkt. Assimilation und Macht gehören eben immer zusammen. Warum sprechen wir also nicht über Machtverhältnisse? Und warum fragen wir nicht, welche Konsequenzen hatte es, dass dieses Machtverhältnis der Assimilation vor allem ab den 1960er Jahren zu einem politischen Leitprogramm erhoben wurde und dass Menschen die Assimilationszumutungen verinnerlicht haben? So hat das das Assimilationsregime in der Schweiz etwa längst seine eigenen Mentalitäten, Lebensentwürfe und Biografien hervorgebracht, und zwar bei Neuen Schweizern, erster, zweiter, dritter Generation ebenso wie bei den vermeintlich richtigen Schweizern. Die eigentlich relevante Frage ist also nicht, wollen wir über Assimilation sprechen, sondern wie sollen wir das tun? Was meines Erachtens klar sein sollte: Wer heute über Assimilation sprechen möchte, als hätte man noch nie darüber gesprochen, spielt mit dem Feuer, und streut Salz in noch nicht verheilte Wunden. Assimilation ist kein kaltes, neutrales Wort, das man nach Gutdünken als Analysekategorie verwenden kann. Wer das tut, macht dies entweder aus historischer Ignoranz, Opportunismus oder aus bewusstem Kalkül. Man spreche einfach mal mit sogenannten Fremdarbeiterinnen und Fremdarbeiter, die die 1970er Jahre erlebt haben und deren Nachkommen; man frage sie nach dem Klang des Wortes Assimilation in ihren Ohren. Man vergesse auch nicht, dass das System der Gastarbeit nach dem zweiten Weltkrieg ein einziges Assimilations- und Integrationsverhinderungsunterfangen war und diese Zeit und ihre Auswirkung auf unsere Gegenwart noch gar nicht wirklich aufgearbeitet ist. Gerade wenn man über Arbeit spricht, sollte man auch nicht vergessen, dass der Begriff der Unterschichtung durch Arbeitsmigration nicht zufällig 1970 von Hoffmann-Nowotny in Hinblick auf die Schweizer Situation geprägt wurde. Auch wer heute Sprachkenntnisse einfordert, sollte die zum Teil widersprüchlichen Kurswechsel der Sprachpolitik seit den 1960er Jahren im Kopf behalten und zumindest nicht vergessen, dass Sprachkenntnisse je nach Berufsfeld bei ausländischen Arbeitskräften häufig dezidiert nicht erwünscht waren. Man sollte auch nicht vergessen, dass Assimilation immer schon eine paradox unerfüllbare Zumutung war, man soll ähnlich oder gleich werden, ohne das klar ist, an wen oder was man sich anpassen soll, äusserlich oder auch innerlich; und immer mit der Gefahr, dass auch Jahrzehnte individueller Totalanpassung letztlich am Namen und der dann letztlich doch unveränderlichen Hautfarbe scheitern. Doch so einfach es auch heute wirkt, sich heute vom veraltet wirkenden Bild der Schweizermacher abzugrenzen, so sollte man eben auch nicht vergessen, dass die heutige Integrationspolitik den Geist der Assimilation längst nicht vollständig überwunden hat. Mein Kollege Esteban Pineiro konnte sehr schön zeigen wie sich Integration und Assimilation heute im Zeitalter des neoliberalen, aktivierenden Staates durchaus funktional ergänzen, etwa im Geiste des Förderns und Forderns. So gesehen handelt es sich bei den vermeintlichen Gegensätzen von Potenzial und Defizitansatz, Bedrohungs- und Bereicherungslogik, good und bad diversity vielmehr um zwei Seiten einer Medaille. Man spreche mal mit Mitmenschen mit Migrationshintergrund, welche zumindest ambivalenten Klang das Wort Integration heute hat. Und das gilt eben nicht nur in der Schweiz. Und wenn man dann mal genauer hinschaut, wie die Begriffe Assimilation und Integration gebraucht werden, so stellt man fest: Zumeist verunklaren und politisieren sie die Dinge und

2. November 2016.

Vortrag von Kijan Espahangizi anlässlich der Jahrestagung der EKM „Arbeiten in der Migrationsgesellschaft“. Es gilt das gesprochene Wort.

Debatten. Nehmen wir doch die eben erwähnte Studie von Koopmans. Ich werde jetzt nicht in die wissenschaftliche Detailkritik gehen – dazu empfehle ich den Text von Kollege Gianni D’Amato in der neuen Ausgabe von Terra Cognita – aber wenn man mal die vielen methodologischen und konzeptuellen Probleme der Studie ausser Acht lässt und sich nur die empirischen Ergebnisse anschaut, dann muss ich sagen, sind die weder aufsehenerregend, noch überraschend. Beherrschung der Standardsprache, eine grundsätzliche Kenntnis der lokalen Begebenheiten und ein entsprechendes soziales Netzwerk, so liest man da, sollen die Chancen auf dem Arbeitsmarkt verbessern und diese Faktoren lägen in der Eigenverantwortung der Arbeitnehmer. Was ist daran innovativ? Bezeichnend finde ich den implizierten Verdacht: Als ob muslimische Mitmenschen, kein Interesse hätten, sich möglichst ein gutes Leben zu erarbeiten, als ob sie von Haus aus keine Eigenverantwortung für ihr Leben übernehmen und nur untätig über Diskriminierung jammern würden. Was ist denn das überhaupt für ein Bild von Mitmenschen? Natürlich können und sollen wir über Eigenverantwortung diskutieren, aber dann nicht in der irreführenden Dichotomie „hier Eigenverantwortung, da diskriminierende Strukturen“ und man sollte sich auch mal genauer unterhalten, was Verantwortung, individuelle und gesellschaftliche, eigentlich heissen soll und worin etwa der Unterschied zu einer Schulddebatte besteht. Das wir in dieser Studie eben nicht geleistet, sondern unterkomplex behandelt. Wenn wir von Eigenverantwortung sprechen wollen, dann dürfen wir von Alltagsrassismus bzw. anderen Ungleichheitsstrukturen nicht schweigen. Dass es diese in Deutschland ebenso wie in der Schweiz gibt, auf dem Arbeitsmarkt, auf dem Wohnungsmarkt, in der Bildung, im Recht, in medialen und politischen Repräsentation, steht ausser Frage. Wie genau diese Strukturen und die Mechanismen funktionieren und sich im neoliberalen Staat verändern, wie man sie abbauen und welche individuellen Handlungsspielräume es wirklich gibt, müssen wir in der Tat genau untersuchen. Da können wir aber keine stumpfen Ideen von vorgestern gebrauchen. Wenn wir von Eigenverantwortung sprechen dann also in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang, also im Kontext einer marktliberalen Logik der Leistungsaktivierung, die sich in den letzten Jahrzehnten etabliert hat, nicht nur aber auch im Bereich der Integration. Zunehmend wird hier die Verantwortung für die eigene soziale Mobilität bzw. vor allem das Versagen an den Selbstunternehmer delegiert, während andere private Verluste vergesellschaftet werden, man denke an die Finanzkrise. Und was hat das überhaupt mit Assimilation zu tun? Assimilation woran? Der Arbeitsmarkt heute ist kein nationalhomogenisierter Heimatverein. Das hier in der Studie gezeichnete Bild ist viel zu grobschlächtig um die soziale Wirklichkeit der Arbeit in postmigrantischen Gesellschaften zu verstehen. Weder ist es in allen Teilen des Arbeitsmarkt heute wichtig oder gar erwünscht die Landessprache zu sprechen, da kann man einfach mal nebenan auf Baustellen, in den Falafelladen oder in die Hochfinanz gehen, damit wir keine Fiktion kultivieren, was soziale Kontakte zu Einheimischen in einem Land heisst, wo ein Drittel Migrationshintergrund hat, wo Mehrfachzugehörigkeit und Mehrsprachigkeit Normalfall sind etc.. Da muss man sich analytisch schon mehr anstrengen. Einzig der vierte Punkt in der Studie, also dass auch die Einstellung zu Geschlechterverhältnissen für Chancen auf dem Arbeitsmarkt eine Rolle spielen soll, lässt aufhorchen und lenkt den Blick auf den eigentlichen politischen Einsatz. Nämlich in einem heissgelaufenen öffentlichen Diskurs um kulturelle Differenzen, Aufmerksamkeit zu erregen und die Verantwortung für faktisch existierende Ungleichheitsstrukturen wieder an die Zugewanderten zurück zu delegieren. Selbstdiskriminierung heisst das dann im fachlichen Neusprech. Hier geht es um dezidierte Ent-Antwortung. Doch wenn wir das Gespräch über gesellschaftliche Zukunft so führen wollen, sollten wir uns über die Konsequenzen im Klaren sein. Wie ich im Untertitel meines Inputs bereits angedeutet habe, ist jedes Gespräch über Arbeit *in* auch eine Arbeit *an* unserer Gesellschaft. Wir sollten gut überlegen, woran wir arbeiten möchten. Wie wir gesellschaftliche Teilhabe, Zugehörigkeit, Wohlstands- und Chancenverteilung organisieren wollen ist eben letztlich keine wissenschaftliche Frage, die mit Integration oder

2. November 2016.

Vortrag von Kijan Espahangizi anlässlich der Jahrestagung der EKM „Arbeiten in der Migrationsgesellschaft“. Es gilt das gesprochene Wort.

Assimilation zu beantworten wäre. Wir müssen vielmehr über die historischen Konsequenzen der Tatsache sprechen, dass Migration seit Jahrzehnten nur durch die viel zu grobschlächtigen Linsen der Assimilation und Integration wahrgenommen wurde, und gesellschaftliche Bereiche von Wohnungsmarkt bis hin zu Geschlechterverhältnissen fast nur noch durch die Linse der Migration, die eben nicht Teil der Lösung sind, sondern Teil des Problems. Wir müssen den Rahmen in dem wir diese Fragen diskutieren erweitern und verschieben. Kurzum: einerseits müssten wir sogar noch mehr über Assimilation bzw. Integration sprechen, und zwar um zu verstehen, wie unsere heutige Lebenswirklichkeit und gesellschaftliche Realität durch diese Logik historisch geprägt wurde. Und gleichzeitig müssen wir aufhören von Assimilation bzw. Integration zu sprechen, wenn es um Generalverdacht, Verantwortungsdelegation und selektive Problembewirtschaftung im Hinblick auf die vermeintlich Fremden geht, die ja faktisch längst unsere Mitmenschen sind. Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit!